

# Es irrt der Mensch.

Roman von H. Courths Mahler.

(5. Fortsetzung.)

Sie hob nachdenklich den Kopf. Wie ein Blitz durchfuhr es ihr Hirn. Ja — ich weiß einen solchen Rath. Hören Sie zu. Auf meinen Pflichten wird, wie Sie wissen, Pferdezug in großen Betrieben. Ich verleihe nichts davon und möchte einen Mann engagieren, der dieser Sache vorsteht. Sie sind Dragoneroffizier gewesen, müssen also die nöthigen Kenntnisse besitzen. Wollen Sie den Posten annehmen? Mein verfehlener Gatte suchte lange schon nach einer geeigneten Persönlichkeit, hatte aber kein Glück damit. Jetzt hilft mir der Zufall dazu. Wollen Sie also Stallmeister auf Bertow werden, Herr Trachwitz? Ueber die Bedingungen werden wir einig. Sie würden vollständig freier Herr sein und können schalten und walten nach eigenem Ermessen.

Langsam war bei ihren Worten eine leise Hoffnung in ihm erwacht. Der Vorschlag der Baronin zeigte ihm die Möglichkeit einer gesünderen Existenz. Es war außerordentlich günstig. Sollte die schöne Frau doch ein wärmeres Interesse für ihn hegen? Fast mußte er es glauben, und sanguinisch, wie er war, klammerte er sich mit neuerwachte Lebenslust an diese Möglichkeit. Leise tastend glitt seine Hand über einen harten Gegenstand in der Brusttasche seines Rockes. Da drinnen steckte ein rundes Etwas, das eben hatte Schlaf machen sollen. Nun brauchte er es nicht mehr.

Er richtete sich auf und sah Melanie mit einem jener Blicke in die Augen, deren Wirkung auf Frauenherzen er schon so oft erprobt hatte. Er ahnte nicht, daß Melanie sich innerlich über ihn lustig machte, und schrieb die Röthe, die ihr das unterdrückte Lachen im Gesicht trieb, der seelischen Erregung zu, die sein Blick bei ihr hervorgerufen. Der gewiegte Frauentenner hatte in der berechnenden Notiz seine Meisterin gefunden.

„Nun“, drängte sie, „fällt es Ihnen so schwer, sich zu entscheiden?“

„Nur aus einem einzigen Grunde, verehrte gnädige Frau. Ich prüfte mich nur, ob es mir möglich sein würde, in Ihrer Nähe zu leben, ohne daß verwegene Wünsche zu große Macht über mich gewinnen.“

Sie sah von unten herauf mit einem räthselhaften Blick in seine Augen und zeichnete mit dem Sonnenstrahl Figuren in den Sand. Dann sagte sie leise: „Wenn Sie mit dieser Sonne mich meinen — ich besinne Sie doch nicht aus meiner Nähe! Im Gegentheil, ich verbringe den größten Theil des Jahres in Bertow.“

Er zog mit stürmischer Gebärde ihre Hand an seine Lippen. „Laufend Dank! Ich bin von heute an Ihr ergebenster Sklave.“

„Dann will ich Sie gleich auf Probe stellen. Führen Sie mich ins Hotel de Paris, Frau v. Senden erwartet mich dort. Sie können mit uns speisen, und dabei besprechen wir alles nähere.“

Er verbeugte sich zustimmend und schritt an ihrer Seite dahin. Während er sich bemühte, sie zu unterhalten, trug er die Gedanken wild hin und her. Er dachte an sein verhehltes Leben. In Amerika hatte er kein Glück gehabt, es war ihm nicht gelungen, sich eine Existenz zu gründen. Vollständig amerikanische war er mit dem letzten Rest der Summe, die er mit sich genommen hatte, nach Europa zurückgekehrt. Er wollte nun noch ein letztes Mittel versuchen, das letzte Mittel aller niedergebenden Existenzen. Einige Wochen hatte er in Monte Carlo in aufregender Weise verbracht, immer mit schwankendem Glück, zwischen Furcht und Hoffen, bis er heute das letzte Geld verlor, das er noch besaß.

Nun, nachdem alles fehlschlagen, rettete ihn plötzlich sein altes Glück bei den Frauen. Warum sollte es nicht möglich sein, Melanie zu gewinnen? An Renate dachte er dabei nur, wie an ein unangenehmes Hindernis, das möglichst bald aus dem Wege geräumt werden mußte. Sobald er in Bertow festen Fuß gefaßt hätte, mußte er an sie herantreten und sie zu einer Scheidung bestimmen.

Im Hotel angekommen, ließ Melanie das Mahl in einem kleinen Salon auftragen, der zu ihrer Wohnung gehörte. Frau v. Senden wurde mit dem neuen Stallmeister bekannt gemacht und überließ im übrigen diesem und ihrer Dame die Unterhaltung. Sie zog es vor, sich auf das innigste mit dem vorzüglichen Menü zu befassen.

Melanie besprach alles ausführlich mit Trachwitz, dabei keinen Augen-

blick ihren Plan außer acht lassend. Er sollte erst nach ihr in Bertow eintreffen, und die Zeit bis dahin ausnützen, um berühmte Zuchtgeflüchte aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Melanie wollte im September nach Ablauf des Trauerjahres heimkehren und von der Riviera zunächst über Paris nach Orthebe oder Schweningen gehen. Sie stellte Trachwitz einen Scheck auf ihren Bankier aus und bat ihn, um jedes Gerücht und Aufsehen zu vermeiden, am nächsten Tage schon abzureisen.

Trachwitz war mit allem einverstanden. Als er sich verabschiedete, sagte er mit einem feurigen Blick in ihre Augen: „Mein Leben sei fortan Ihnen geweiht. Leben Sie wohl, meine gültige Fee! Auf Wiedersehen!“

Sie reichte ihm lächelnd die Hand. „Auf Wiedersehen im September in Bertow. Sie lassen mich inzwischen wohl nicht ohne Nachrich?“

„Ich berichte Ihnen alles, was irgend von Interesse für Sie sein kann.“

Damit ging er, und Melanie sah ihm mit einer kleinen Grimasse nach. „Ob Frau Renate wohl sehr erfreut sein wird, wenn ihr ‚Kleber Hans‘ in Bertow auftaucht? Das Wiedersehen der beiden muß ich unbedingt beobachten. Ob er weiß, daß sein Geliebte ihm so nahe sein wird? Wenn ich nur wüßte, in welchem Zusammenhang die beiden stehen? Nun, er soll sie jedenfalls für mich ungeschädlich machen!“

In Tornaug ging das Leben seinen ruhigen Gang. Seit jener Berliner Reise war der junge Gutsherr wieder gleichmäßiger und ruhiger geworden, und sein ganzes Wesen schien von einer stillen Heiterkeit durchleuchtet. Selten und immer seltener erschienen die düsteren Falten auf seiner Stirn und verschwanden schnell, wenn Renate in seiner Gegenwart erschien.

Die junge Frau war, ohne es zu wissen und zu wollen, der Mittelpunkt geworden, um den sich in Tornaug alles drehte. Frau v. Tornaug liebte sie wie eine Tochter, und je länger sie mit ihr verkehrte, um so inniger wurde das Verhältnis zwischen ihnen.

Mutteraugen sehen scharf. Sie sahen bald, daß ihres Sohnes Blick immer intensiver ausleuchtete, sie sahen, daß ein freundliches Lächeln der jungen Frau genügte, um die finsternen Züge ihres Sohnes zu erhellern, und wenn sie auch früher höhere Pläne für ihren einzigen im Herzen gehegt hatte, als ihm eine arme bürgerliche Gesellschafterin zur Frau zu wünschen, so hatte sie Krolfs Lust, sich zu verheirathen, in dieser Beziehung sehr bescheiden gemacht. Wenn er nur überhaupt seine Ehefrau aufgab, so sollte jede, die gesund und unbescholten war, ihr von Herzen willkommen sein. Nur glücklich sollte er werden und vergessen, daß die Untreue eines Weibes ihm einst so tiefe Wunden geschlagen.

Renate ging ruhig und still ihren Weg, ahnungslos, was sich für Wünsche und Gedanken um ihre Person drehten. Das Frühjahr kam und ging mit seinem regen Leben und Treiben, der Sommer folgte und brachte andere Mähen und andere Freuden, und in ihrem Herzen wurde es dabei immer stiller und klarer.

Mit sanfter Wehmuth, aber ohne Schmerz dachte sie an ihre lieben Todten, und die Erinnerung an ihren Mann und die Schmerzen, die er ihr zugefügt, verblaßte mehr und mehr. Der Gedanke, er könnte je wieder in ihrem Leben eine Rolle spielen, kam ihr gar nicht. Sie war innerlich so ganz von ihm losgelöst, daß sie ihm nie wieder einen Antheil an ihrem Leben zugestehen würde.

In letzter Zeit hatte sie mit Doktor Hellmann fleißig forresondirt. Er hatte ihr gerathen, sich auf jeden Fall von ihrem Manne scheiden zu lassen, denn man könne nicht wissen, ob und in welcher Verfassung er eines Tages wieder auftauchen würde. Renate hatte sich das reiflich überlegt und schließlich zugestimmt.

Sie hatte Tornaugs ihr Geheimniß noch nicht entdeckt. Eine unbehagliche Scheu hielt sie wieder und wieder davon zurück, und nun nahm sie sich vor, nicht eher darüber zu sprechen, bis ihre Ehe geschieden sein würde. Hellmann versprach ihr, sie zu vertreten, so gut es ging, damit ihr alle persönliche Belästigung erspart blieb. Bei der Lage der Dinge war es nicht schwer, eine Scheidung zu erlangen.

So lagen die Dinge, als Melanie v. Bertow Anfang September heimkehrte. Mit grazioser Unbefangenheit eröffnete sie sofort nach ihrer Rückkehr ein reges geselliges Leben und Treiben. Nachdem sie in der Nachbarschaft ihre Besuche gemacht hatte, ergingen zahlreiche Einladungen zu einem glänzenden Eröffnungsfeste. Man zählte ein wenig die Wärseln über die lebenslustige Wittwe, die es so eilig hatte, ihren Mann zu vergessen, aber

man sagte zu. Auf dem Lande begrüßt man solche Festlichkeiten besonders erfreut und läßt sich nicht gern eine entgehen.

Natürlich hatte Melanie's erster Besuch den Tornaugs gegolten. Sie fand scheinbar alles unverändert, und da sie sich bezwang, liebenswürdig gegen Renate zu sein, kam ihr Krolf etwas weniger zurückhaltend vor. Sie machte gar kein Hehl aus ihrer Freude, ihn wiederzusehen, und folgte ihm mit den Augen, ihn immer wieder zwingend, sie anzusehen. Auch Tornaug nahmen mit Renate die Einladungen zu dem Feste an und versprachen pünktlich zu kommen.

Als sie dann wieder davongefahren, war mit ihrer treuen Senden, wie sie ihre Gesellschafterin zu nennen pflegt, flogen Krolfs Blicke suchend und vergleichend zu Renate hinüber. Ihre hohe, edle Erscheinung war nicht so blendend und schillernd, wie die der prächtigen jungen Wittwe, aber ein reiner, tiefer Frieden strahlte von ihrem anmuthigen Wesen auf ihre Umgebung aus, vor allen auf ihn, den die einfältige Untreue Melanie's jahrelang friedlos umhergetrieben hatte.

Wenige Tage später fuhren sie zum Herbstfeste hinüber nach Bertow. Krolf wartete bereits eine Weile auf die beiden Damen im Wohnzimmer, als sie, für das Fest angekleidet, eintraten. Frau v. Tornaug sah in ihrer schwarzen Seidenrobe sehr vornehm und würdevoll aus. Das weiße Haar und die frische Gesichtsfarbe gaben dem gütigen Matronenantlitze ein ungemüthliches sympathisches Aussehen.

Sie nickte Krolf lächelnd zu. „Hast du schon gewartet, mein Junge? Wir sind pünktlich. Eben schlägt es sechs Uhr. So, nun sind uns an. Können wir uns setzen lassen?“

Er lächelte sie herzlich auf den Mund. „Bist mein reizendes Mutterchen, wie immer,“ sagte er, und dann wandte er sich nach Renate um und betrachtete sie, scheinbar mit strenger Kritik. Aber während er, die Enden seines Bartes drehend, mit großer Wichtigkeit zu ihr hinüber-schaute, verlor sein Blick den kritischen Ausdruck. Er wurde weich und weichte sich strahlend, um das liebliche Bild aufzunehmen. Renate trug ein schlichtes, cremefarbiges Toilettekleid, welches in schönen Falten an ihrer Gestalt herabfiel und deren Vorzüge zur vollen Geltung brachte. Ihr Haar war in zwei Flechten um den Kopf gelegt und baute sich über der Stirn in leichten Wellen. Sie sah, trotz der Einfachheit ihrer Toilette, entzückend aus, mädchenhaft und anmuthig — ein schöner, herzergreuer Anblick. Es wurde Tornaug schwer, seinen Blick loszureißen, und mühsam zwang er sich zu einigen scherzenden Worten.

In diesem Augenblick kam Mamsell Birner mit den Mänteln der Damen herein. In ihrer linken Hand trug sie sorgsam einige Rosen. „Da — sind das nun nicht noch ein paar wunderschöne Rosen? Ich hab' alle Stöcke abgehakt, bis ich sie gefunden. Da, die roten für Frau Werentin und die gelben für die gnädige Frau. Brachtvoll — nicht? Ja, ich hab' mich auch sehr gefreut, daß ich noch welche gefunden habe, und so schön. Na — nun müssen Sie die Rosen aber auch anstehen. Hier sind Nadeln, ich hab' gleich welche mitgebracht. So — na, gnädiger Herr, sieht das nun nicht schön aus? Na überhaupt, die Frau Werentin, wie eine richtige Gräfin, so nobel, und meine gnädige Frau — lieber Gott, der reinsten Engel!“

Und sie zapfte und rüdt dienst-eifrig und besorgt an den beiden Damen herum, die lächelnd ihren Wortschwall über sich ergehen ließen.

Krolf gab ihnen dann die Mäntel um und half ihnen in den Wagen. Sie fuhren in den warmen Spätsommerabend hinein. Die Sonne schied sich zum Untergehen an und warf ihr Licht noch einmal in verschwenderischer Fülle gegen den leichtbewölkten Himmel. Er strahlte in den herrlichsten Farben, vom feurigsten Goldroth bis zum dunkelsten Violett. Zarte grüne und hellblaue Töne lagen wie Schleiergewebe dazwischen, und am Horizont stand, unbeweglich wie ein Berggipfel, eine dunkelgraue Wolkenwand.

Schweigend sahen die drei Menschen einander gegenüber. Renate sah träumerisch in die goldene Ferne hinaus. Das Licht des Himmels spiegelte sich in ihren Augen und warf rosigen Schein auf das weiße Gesicht, aus dem die tiefrothen Lippen so fest-sam reizvoll hervorstaketen.

Krolf mußte sie unverwandt ansehen und seine ganze Seele lag in diesem Bild. Renate empfand plötzlich die intensive Wirkung dieses Blickes und wandte ihm, von einer unerklärlichen Macht getrieben, ihre Augen zu. Willenlos, ohne aus ihrer träumerischen Versunkenheit zu erwachen, sah sie ihn eine Weile an und dann stieg unter dem bannenden, stehenden Blick des Mannes langsam dunkle Röthe in ihr Gesicht. Ihr Herz begann unruhig zu schlagen, und ein unerklärliches Bangen ergriff ihre Seele. Unfähig, seinen Blick länger zu ertragen, schloß sie die Augen und preßte die Lippen wie im Schmerz zusammen.

Er ahmte tief und schmerzlich richtete sich auf. Er begann mit sel-

ner Mutter zu plaudern, und diese zog Renate dann mit ins Gespräch. So war der Bann gebrochen, der auf den beiden jungen Menschen gelagert hatte.

Die junge Frau wurde aber die seltsame Unruhe nicht mehr los. Es erschien ihr seit langer Zeit zum ersten Mal wieder, als müsse sie eines Tages wieder fort von Tornaug, und das würde ihr jezt unendlich viel schwerer werden — nicht nur aus Sorge um ihr tägliches Brot. Nein, von ihrem Herzen würde sie ein Stück zurücklassen müssen. Sie hatte sich in der letzten Zeit wunschlos glücklich gefühlt — sollte es damit wieder zu Ende sein?

Krolf merkte ihr an, daß sie etwas quäle, es drängte ihn, ihr ein liebes Wort zu sagen, aber er wußte nicht, was.

Er sah den Himmel an. „Welch herrliche Stimmung in der Natur! Man möchte Waler sein, um das festhalten zu können.“

„Um das wiederzugeben, müßte man statt mit Farben mit Feuer und Luft malen“, erwiderte seine Mutter. „Schau, Krolf, unser liebes altes Tornaug ist ganz eingehüllt in die leuchtende Gluth. Die Fenster leuchtet, als ob das Haus von innen erleuchtet wäre.“

„Aber es ist nur ein Widerschein, Mutter. Geborgtes Licht ohne Wärme.“ Er hatte das gedankenvoll vor sich hingeprochen.

„Krolf!“

Er schrak auf. „Was ist, Mutter? Ach so“ — er lachte gezwungen auf — „du hast dich über meine philosophische Betrachtung entsetzt. Verzeih — es war ja nur eine Phrase.“

Sie sah ihn forschend an. „Nein, mein Junge, das war keine Phrase, das war ein Wort aus deinem Herzen. Dir fehlt auf Tornaug, was Licht und Wärme in dein Leben tragen würde. Wenn du doch endlich meinen sehnlichsten Wunsch erfüllen wölstest! Ich möchte die noch sehen, die Licht und Wärme in dein Dasein trägt — wer sie auch sei.“

Er zog die Stirn zusammen und sah scharf und forschend zu Renate hinüber. „Geben Sie acht, Frau Werentin, jezt soll ich wieder einmal meuchlings verheirathet werden. Ist es nicht grausam, mich so zu quälen?“

Sie sah ihn nicht an, als sie mit bedeckter Stimme erwiderte: „Ich kann Ihre Frau Mutter sehr gut verstehen. Ein Mann wie Sie findet nur in der Ehe volles Glück.“

„Ein Mann wie ich? Was wissen Sie von meiner Art, um das überhaupt zu können? Mir fehlt auf Tornaug nichts zu meinem Glück — es ist alles da, was ich brauche — glauben Sie mir das.“

Nun sah sie doch wieder zu ihm hinüber, und der Blick, dem sie begegnete, sprach eine feurige Sprache, so feurig, daß sie zusammenzuckte.

Auch Frau v. Tornaug hatte diesen Blick bemerkt, und ihre Ahnung wurde fast zur Gewißheit. So sieht ein Mann nur das Weib seiner Liebe an. Es wurde der alten Dame ganz warm und wohl bei dem Gedanken, daß dieses junge Wesen an ihrer Seite, mit dem lauterem, vornehmerem Charakter und der lebenswüthigen Herzengüte, ihres Sohnes Gattin werden könnte.

Sie sagte leise nach Renates Hand. „Was finden Sie so gedankenschwer, liebes Kind? Sie sehen aus, als ob eine Sorge Sie quälte.“

Renate zwang ein Lächeln in ihr Gesicht. „Ich hing eben thöricht an Gedanken nach.“

„Dürfen wir die nicht kennen?“ fragte Krolf.

„Ja, ich will sie Ihnen beichten, Ihnen und meiner gültigen Herrin. Ich dachte darüber nach, was wohl aus mir würde, wenn Tornaug eines Tages eine junge Herrin beläme.“

Er ergriff ihre andere Hand, die auf dem Wagenpferd ruhte, und hielt sie mit warmem Druck fest. „Ich gebe Ihnen hiermit mein Wort: es soll Sie nie etwas aus Tornaug vertreiben als — Ihr eigener Wille. Verhüßte Sie das?“

Frau v. Tornaug aber legte liebevoll den Arm um die junge Frau und sagte: „Was denken Sie von uns? Glauben Sie, wir lieben Sie jemals von uns gehen, wenn es Sie nicht selbst fortreibt?“

Renate drückte dankbar ihre Hand an ihre Wangen und nickte Krolf freundlich zu. Sie zwang sich, heiter zu sein, aber in ihrem Innern war eine Stimme erwacht, die sie nicht zur Ruhe kommen ließ. Wenn mich nun aber doch etwas fortreibt — etwas, das ich noch nicht mit Worten nennen kann, etwas, das unten guten Willen und meinen Wunsch zunichte macht? So dachte sie.

„In Krolf wogten andere Gedanken. „Ich darf mich nicht betrauen, bevor ich ganz sicher bin, daß sie mich liebt. Wenn sie mich nicht liebt, und sie erkennt, was ich ersehne und wünsche, dann treibe ich sie von hinnen.“

So waren sie ganz nahe an Schloß Bertow herangekommen. Wenige Minuten später hielt der Wagen vor der breiten Freitrepppe, und noch ehe er hielt, sprangen zwei Lakaien herbei, um den Schlag zu öffnen und die Herrschaften in Empfang zu nehmen.

Bertow war mit dem raffinierten Komfort ausgestattet. In den

Gesellschaftsräumen herrschte modernes Empire. Weiße Holzvertäfelungen und stumpfe gelbliche Damastbezüge der Wände mit glänzenden Seidenmustern bildeten einen wirkungsvollen Hintergrund für englische Mahagonimöbel mit munterem zifferförmigen Bronzefeschlag. Der Speisesaal mit Getäfel aus Eichenholz und ebenförmigen Möbeln wurde durch zwei mächtige Kronleuchter taghell erleuchtet, und die langen, festlich gedeckten Tafeln, mit seltenen Blumen bestreut, schmückten wie ein Gebilde aus einem Feenlande.

Und einer zauberträchtigen Fee gleich die Herrin dieser Räume, als sie mit strahlendem Lächeln ihren Gästen entgegenkam. Sie trug ein schimmerndes, fließendes Gewand, das Arme und Schultern freiließ. Diese Arme und Schultern waren allerdings von tadelloser Form, und der blonde, reizend frische Kopf sah so stolz und anmuthig auf dem jugendlichen Körper, daß es eine Augenweide für schönheitsdürstige Menschen war, sie anzusehen.

Als sie, neben Renates schlichter Erscheinung stehend, Krolf mit heißen Blicken und herzlichen Worten begrüßte, war sie ihres Sieges fast gewiß, denn sie sah, daß der junge Mann bewundernd sein Auge auf ihr ruhen ließ.

Hätte sie gewußt, daß diese Bewunderung einzig und allein ihrem Keuschen galt, und daß Krolf kühl dabei dachte: „Diese Frau verleiht es, Toilette zu machen, man sieht ihr nicht an, daß sie die Dreißig bereits überschritten hat,“ dann hätte sie wohl nicht so triumphierend auf Renates seltliche Lieblichkeit geschaut.

Diese sah voll Entzücken auf die glänzende Erscheinung der Baronin. So schön hatte sie Melanie v. Bertow noch nie gesehen. Freilich stand sie ihr auch zum ersten Male in großer Gesellschaftstoalette gegenüber. Sie sah die heißen, verbenden Blicke, die Melanie in Krolfs Augen senkte, und ein leiser, unklarer Schmerz regte sich in ihrem Innern.

(Fortsetzung folgt.)

## Don Stern zu Stern.

Die menschliche Phantasie beschäftigt sich seit langem mit der Frage, ob auch auf anderen Planeten wie auf unserer Erde fühlende und denkende Wesen wohnen und die Dichter haben es sich vielfach ausgewagt, wie wohl Bewohner des Mars oder der Venus unsere Welt und unser Leben erschaffen mögen. Falls wir nun erst einmal die Existenz solcher Wesen annehmen, so werden wir wohl mit Sicherheit voraussetzen dürfen, daß die Kinder der Erde am nächsten gelegenen Planeten unseren Himmelskörper ebenso neugierig beschauen, wie wir nach Mars und Venus unsere Erde richten, und wenn wir nun noch weiterhin vermuthen dürfen, daß sie ebenso wie wir vorzügliche Fernrohre besitzen, um dem Auge die Größe der Entfernungen zu verringern, so steigt die Frage auf, in welcher Gestalt wohl unsere Erde diesen Planetenbewohnern erscheint.

Die Antwort ist nicht so unmöglich und schwierig als man wohl annehmen möchte. Die moderne Wissenschaft hat eine ganze Anzahl von Anhaltspunkten, um sich im Geiste kühn in das Weltall hinauszuschwingen und von einem anderen festen Punkte auf unseren Stern zu blicken. So hat der amerikanische Professor Garrett P. Serviss in einer Abhandlung eine Antwort für die Planeten Mars und Venus gegeben gesucht. Der Mars hat ja in diesem Sommer die besondere Aufmerksamkeit der Astronomen erregt, denn er befand sich am 6. Juli zur Sonne in Opposition und stand dadurch auch der Erde sehr nahe.

In dieser Zeit war die Erde für die Bewohner des Mars unsichtbar, denn sie war ganz versunken in den Strahlen der Sonne. In dem Augenblick also, wo von der Erde aus alle Teleskope auf den Mars gerichtet waren und jedes Auge sich mühte, möglichst viel von der Struktur seiner Oberfläche zu erblicken, mußten die Astronomen des Mars, wenigstens was die Erde anbetrifft, für eine Weile von ihren Fernrohren aufsehen, die Wochen vorher aber werden sie mit dem größten Eifer unseren Planeten studirt haben, denn vor der Opposition war die Erde, vom Mars aus gesehen, ein Abendstern, der sich mit einem tödtlich

leuchtenden Glanze nach Sonnenuntergang am Horizont erhob und den Marsleuten viel größer erscheinen mußte, als uns der Mars erscheint, da die Erde ein größerer Planet ist. Die Form, in der unser Stern vor die Marsteleskopen trat, war die eines zunehmenden Mondes, da der größere Theil der Kugel auf der Ostseite nicht vom Sonnenlicht beleuchtet war. Nach dem 6. Juni begann dann die Erde aus den Sonnenstrahlen wieder aufzutreten, und erschien am Morgenhimmel des Mars, wiederum nur zum Theil sichtbar, während wir zu derselben Zeit die volle Oberfläche des Mars betrachten konnten. Der große Vortheil jedoch, den die Astronomen des Mars vor unseren Forschern voraus haben, ist der, daß sich ihnen die geographische Gliederung unseres Planeten viel deutlicher und in viel größeren Formen darstellt als uns die des Mars.

Unser stiller Ozean z. B. bedeckt eine größere Fläche als der ganze Mars beträgt. Nord- und Südamerika mit ihrer eigenartigen Gestalt treten so deutlich aus dem Bilde der Erde hervor, daß sie auch mit den schwächsten Marsteleskopen deutlich sichtbar sein müssen. Unsere relativ dichte Atmosphäre mit dem Spiel der stets wechselnden und hinjagenden Wolken, mit ihren mächtigen Zyklo-nen, die majestätisch hingehen über die Länder und Meere, müssen ein prachtvolles Schauspiel abgeben, bis ins einzelne sichtbar den Bewohnern des Mars, wenn sie von ihren Observatorien aus unsern mächtigen Stern betrachten.

Noch erstaunlicher und großartiger ist das Bild der Erde, das sich den Bewohnern der Venus bietet. Die Venus-Astronomen sind uns gegenüber in jeder Beziehung im Vortheil. Unsere Forscher haben darunter zu leiden, daß die Venus, wenn sie der Erde am nächsten steht, für uns nicht sichtbar ist. So müssen wir die Venus in derselben Weise studiren, wie die Marsleute die Erde: sie erscheint uns abwechselnd als ein Morgen- und Abendstern. Die Astronomen auf der Venus aber können sich unter den günstigsten Bedingungen der Erforschung unseres Planeten hingeben und ihnen offenbar sich ein Schauspiel, wie es sich unseren Augen niemals darbieten kann. In solch günstigen Augenblicken erscheint die Erde auch dem unbewaffneten Auge des Venusbewohners als ein Phänomen von erstaunlicher Größe und wunderbarem Glanz. Die Entfernung beträgt in gewissen Zeiten nicht mehr als 25 Millionen Meilen. Mit einem Teleskop von durchschnittlicher Güte kann diese Entfernung soweit verringert werden, daß die Erde ganz deutlich in die Erscheinung tritt. Dann ist die ganze runde Oberfläche in ihrer imponirenden Majestät sichtbar, die große Kugel, die sich in 24 Stunden einmal um sich selbst dreht, stellt sich dar in der regelmäßigen Abfolge ihrer vielgestaltigen Formen von Festland und Meer, von hohen Gebirgen und weiten Ebenen, von riesigen Seen, wie dem Schwarzen Meer, aufstachend aus den schnell-bahinjagenden, kaleidostopisch wandelbaren Wolkenmassen.

Für die Astronomen auf der Venus kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Erde bewohnt ist; sie müssen von den einzelnen Erdtheilen und Meeren genaue Karten besitzen und über die wichtigsten Naturereignisse auf unserem Erdball unterrichtet sein. Aus den Luftströmungen können sie auf orkanartige Erregungen schließen, können aus dem aufsteigenden Rauch die Ausbrüche unserer großen Vulkane verfolgen. Das Eintreten von Sonnen- und Mondfinsternissen ist ihnen kein Geheimniß; überhaupt vermögen sie alle Stellungen unseres Mondes zur Erde genau zu beobachten. Nirgend im ganzen Sonnensystem haben Astronomen einen so günstigen Platz, um die Phänomene einer anderen Sternwelt zu erkennen und zu durchforschen, als die Gelehrten auf der Venus. Bis zu welchen Einzelheiten die Kenntniß unserer Welt bei ihnen fortgeschritten ist, das hängt im wesentlichen von der Güte ihrer Fernrohre ab. Jedemfalls muß unser Planet im Leben und den Vorstellungen der Venusleute eine bedeutende Rolle spielen und geheime Fäden der Sympathie spinnen sich wohl durch den Weltraum zu dem Stern, der ihnen so nahe vor Augen steht.

Ein Salomo.

Kaufher: „Die Braut hat mir zehn Mark gegeben, damit ich schnell fahr“, der Bräutigam zehn Mark, damit ich mir Zeit laß; hm — weit ich recht bin, laß ich jezt mein' Kollegen fahren.“

leuchtenden Glanze nach Sonnenuntergang am Horizont erhob und den Marsleuten viel größer erscheinen mußte, als uns der Mars erscheint, da die Erde ein größerer Planet ist. Die Form, in der unser Stern vor die Marsteleskopen trat, war die eines zunehmenden Mondes, da der größere Theil der Kugel auf der Ostseite nicht vom Sonnenlicht beleuchtet war. Nach dem 6. Juni begann dann die Erde aus den Sonnenstrahlen wieder aufzutreten, und erschien am Morgenhimmel des Mars, wiederum nur zum Theil sichtbar, während wir zu derselben Zeit die volle Oberfläche des Mars betrachten konnten. Der große Vortheil jedoch, den die Astronomen des Mars vor unseren Forschern voraus haben, ist der, daß sich ihnen die geographische Gliederung unseres Planeten viel deutlicher und in viel größeren Formen darstellt als uns die des Mars.

Unser stiller Ozean z. B. bedeckt eine größere Fläche als der ganze Mars beträgt. Nord- und Südamerika mit ihrer eigenartigen Gestalt treten so deutlich aus dem Bilde der Erde hervor, daß sie auch mit den schwächsten Marsteleskopen deutlich sichtbar sein müssen. Unsere relativ dichte Atmosphäre mit dem Spiel der stets wechselnden und hinjagenden Wolken, mit ihren mächtigen Zyklo-nen, die majestätisch hingehen über die Länder und Meere, müssen ein prachtvolles Schauspiel abgeben, bis ins einzelne sichtbar den Bewohnern des Mars, wenn sie von ihren Observatorien aus unsern mächtigen Stern betrachten.

Noch erstaunlicher und großartiger ist das Bild der Erde, das sich den Bewohnern der Venus bietet. Die Venus-Astronomen sind uns gegenüber in jeder Beziehung im Vortheil. Unsere Forscher haben darunter zu leiden, daß die Venus, wenn sie der Erde am nächsten steht, für uns nicht sichtbar ist. So müssen wir die Venus in derselben Weise studiren, wie die Marsleute die Erde: sie erscheint uns abwechselnd als ein Morgen- und Abendstern. Die Astronomen auf der Venus aber können sich unter den günstigsten Bedingungen der Erforschung unseres Planeten hingeben und ihnen offenbar sich ein Schauspiel, wie es sich unseren Augen niemals darbieten kann. In solch günstigen Augenblicken erscheint die Erde auch dem unbewaffneten Auge des Venusbewohners als ein Phänomen von erstaunlicher Größe und wunderbarem Glanz. Die Entfernung beträgt in gewissen Zeiten nicht mehr als 25 Millionen Meilen. Mit einem Teleskop von durchschnittlicher Güte kann diese Entfernung soweit verringert werden, daß die Erde ganz deutlich in die Erscheinung tritt. Dann ist die ganze runde Oberfläche in ihrer imponirenden Majestät sichtbar, die große Kugel, die sich in 24 Stunden einmal um sich selbst dreht, stellt sich dar in der regelmäßigen Abfolge ihrer vielgestaltigen Formen von Festland und Meer, von hohen Gebirgen und weiten Ebenen, von riesigen Seen, wie dem Schwarzen Meer, aufstachend aus den schnell-bahinjagenden, kaleidostopisch wandelbaren Wolkenmassen.

Für die Astronomen auf der Venus kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Erde bewohnt ist; sie müssen von den einzelnen Erdtheilen und Meeren genaue Karten besitzen und über die wichtigsten Naturereignisse auf unserem Erdball unterrichtet sein. Aus den Luftströmungen können sie auf orkanartige Erregungen schließen, können aus dem aufsteigenden Rauch die Ausbrüche unserer großen Vulkane verfolgen. Das Eintreten von Sonnen- und Mondfinsternissen ist ihnen kein Geheimniß; überhaupt vermögen sie alle Stellungen unseres Mondes zur Erde genau zu beobachten. Nirgend im ganzen Sonnensystem haben Astronomen einen so günstigen Platz, um die Phänomene einer anderen Sternwelt zu erkennen und zu durchforschen, als die Gelehrten auf der Venus. Bis zu welchen Einzelheiten die Kenntniß unserer Welt bei ihnen fortgeschritten ist, das hängt im wesentlichen von der Güte ihrer Fernrohre ab. Jedemfalls muß unser Planet im Leben und den Vorstellungen der Venusleute eine bedeutende Rolle spielen und geheime Fäden der Sympathie spinnen sich wohl durch den Weltraum zu dem Stern, der ihnen so nahe vor Augen steht.

Kaufher: „Die Braut hat mir zehn Mark gegeben, damit ich schnell fahr“, der Bräutigam zehn Mark, damit ich mir Zeit laß; hm — weit ich recht bin, laß ich jezt mein' Kollegen fahren.“

Ein Salomo.

Kaufher: „Die Braut hat mir zehn Mark gegeben, damit ich schnell fahr“, der Bräutigam zehn Mark, damit ich mir Zeit laß; hm — weit ich recht bin, laß ich jezt mein' Kollegen fahren.“

Ein Salomo.

Kaufher: „Die Braut hat mir zehn Mark gegeben, damit ich schnell fahr“, der Bräutigam zehn Mark, damit ich mir Zeit laß; hm — weit ich recht bin, laß ich jezt mein' Kollegen fahren.“

Ein Salomo.

Kaufher: „Die Braut hat mir zehn Mark gegeben, damit ich schnell fahr“, der Bräutigam zehn Mark, damit ich mir Zeit laß; hm — weit ich recht bin, laß ich jezt mein' Kollegen fahren.“